

jesuiten*weltweit*
MISSION MIT MENSCHEN

FE Y ALEGRIA IN AFRIKA
Eine Idee
macht Schule

AFGHANISTAN
Was taugt die westliche
Bildungsarbeit?

VOLUNTEERS
Nairobi: Einsatz auf
einer Krankenstation

JESUITEN
Neuer «General»
aus Venezuela

Zentralafrika kann es noch schaffen



Esther Kurz kann nicht nach Hause: Die Landesdirektorin des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes (JRS) in der Zentralafrikanischen Republik steckt in Bambari gewissermassen im Kugelhagel fest. Der Weg von Bambari nach Bangui, der Hauptstadt des Landes, wo sie wohnt, ist versperrt. In beiden Städten wird geschossen. «Diese Menschen sind bewaffnet bis über die Zähne. Ich weiss nicht, wo das alles enden soll.» Das hat uns Esther (s. Foto mit Kindern in Zentralafrika) Ende Oktober gemailt, und es zeigt, wie es um das Land bestellt ist. Der Bürgerkrieg, der 2013 begann, flammt immer wieder auf.

Im letzten Magazin «Jesuiten weltweit» haben wir über Zentralafrika berichtet und auch über die Bemühungen, Mädchen und Jungen, besonders ehemaligen Kindersoldaten, eine Schulbildung zu ermöglichen. Insgesamt gingen rund 35 000

Franken an Spenden für eine neue Sekundarschule ein. Die Schule kann gebaut werden, ein neuer Kindergarten wurde bereits im Schulkomplex «Pope Francis» eingerichtet. Es gibt eben auch positive Signale aus Zentralafrika – das ist die wichtigste Nachricht. Ein solch positives Signal ist auch die Ernennung von Dieudonné Nzapalainga, Erzbischof von Bangui, zum Kardinal durch Papst Franziskus im November diesen Jahres. Der erste Kardinal in Zentralafrika!

Paterne Mombe SJ, Direktor des African Jesuit AIDS Network (AJAN) in Nairobi, schildert nüchtern die Lage des Landes in der Zeitschrift «Forum Weltkirche». Die Wirtschaft liegt am Boden. In der jüngsten Ausgabe des Human Development Report 2015 des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen steht Zentralafrika auf Rang 187 von insgesamt 188. Und dennoch: «Man kann sagen: Das Land ist gerade noch einmal davongekommen!», schreibt Pater Mombe. Die Menschen wollten Frieden, Christen und Muslime arbeiteten gemeinsam am gesellschaftlichen Wiederaufbau. Zudem verfügt das Land über Bodenschätze im Überfluss, die aber nicht gerecht genutzt werden. Das Land, so Mombe, könne noch ein «guter Ort zum Leben» werden.

CAMPS IN KIRGISTAN



Der Sommer ist lange vorbei, aber der Dank der Jesuiten aus Kirgistan ist noch aktuell. Denn Spendengeld aus der Schweiz, vermittelt über die Stiftung Jesuiten weltweit, hat zwei Sommercamps in dem zentralasiatischen Binnenstaat (Hauptstadt Bischkek) ermöglicht: Das eine Camp war ein Englischkurs für muslimische Studierende aus Jalalabad, veranstaltet von der Londoner Jesuitenmission. Der Andrang war gross: Auf 60 Plätze meldeten sich in kurzer Zeit 300 Interessenten. Das zweite Camp besuchte 39 Kindern (s. auch Foto) aus drei Waisenhäusern mit ihren acht Betreuern Ferientage, und das für nur fünf Euro pro Tag plus einer Reisepauschale.

02

Editorial



Liebe Freundinnen und Freunde unserer Missionare und unserer Partner weltweit!

Zum ersten Mal in ihrer Geschichte haben die Jesuiten einen Generaloberen, der nicht in Europa geboren ist. Der aus Venezuela stammende Pater Arturo Sosa SJ wurde jetzt in Rom zum 31. General der Gesellschaft Jesu gewählt (s. S. 14-15). Zusammen mit dem ersten aussereuropäischen Papst aus Argentinien erhält die

Kirche Lateinamerikas eine ganz neue Bedeutung. Wie viel dieser Erdteil zu bieten hat, konnte ich kürzlich selbst erleben bei einem Besuch in Paraguay und Kolumbien. Besonders überzeugt hat mich das Schulwerk «Fe y Alegría» (s. S. 4-7). In fast allen lateinamerikanischen Ländern präsent, bietet diese Basis-Initiative eine «educación popular», also ganzheitliche Schulbildung. Von dem Werk profitieren rund 1,6 Millionen Kinder und Jugendliche am Rand der Gesellschaft. Dieses wirksame Schulkonzept etabliert sich nun auch in Afrika. Wir stellen Ihnen in diesem Heft diese Arbeit am Beispiel des Tschad vor. Auch in diesem Land bleibt die Schul-

bildung von Mädchen eine grosse Herausforderung. Statt lernen zu dürfen, müssen sie oft zuhause bleiben und Familienarbeit leisten.

«Fe y Alegría» eignet sich irgendwie auch als Umschreibung von Weihnachten. Dieses Fest schenkt die Grundlage für Freude im Leben und im Glauben und Vertrauen in die Zukunft. Mit Ihrer Hilfe wollen wir den jungen Menschen in Afrika Bildung ermöglichen. Das ganze Team von Jesuiten weltweit wünscht Ihnen Frohe Weihnachten – verbunden in einem Glauben, der Freude zu schenken vermag.

Ihr P. Toni Kurmann SJ

Verzweiflung: Haiti nach dem Hurrikan

Zwei Millionen Einwohner brauchen Hilfe – die Landbevölkerung trifft es am härtesten

Hurrikan «Matthew» hat Anfang Oktober Haiti schwer getroffen: Für den Karibik-Staat handelt es sich um die schlimmste Unwetterkatastrophe seit 2007. Erst 2010 hatte ein Erdbeben das Land erschüttert. Heute sind mehr als zwei Millionen Menschen auf humanitäre Hilfe angewiesen.

Nach dem Hurrikan gehört das Jesuiten-Schulwerk Fe y Alegría (s. Editorial, S. 4–7) zu den wenigen etablierten Hilfsorganisationen in Haiti. Daher leistet sie vor Ort derzeit vielfältige Nothilfe. Der verheerende Wirbelsturm, bei dem nach offiziellen Angaben 546 Menschen starben und Zehntausende obdachlos wurden, traf eines der ärmsten Länder der Welt.

Besonders stark wurde der Süden getroffen, der als Kornkammer des Landes gilt. Dort wüteten Stürme mit 250 Stundenkilometern und sintflutartigen Regenfällen. Das UN-Büro für die Koordinierung humanitärer Angelegenheiten schätzt, dass 80 Prozent der Ernte in den betroffenen Gebieten verloren gehen könnte. Zu-

dem drohen verheerende Krankheiten wie Cholera auszubrechen. Laut UNICEF sind mindestens 300 öffentliche Schulen betroffen, also 40 Prozent aller Schulen auf Haiti. Hier setzt Fe y Alegría (FyA) an. Das Schulwerk unterhält 17 Schulen im ganzen Land, 12 davon in Gegenden, die am stärksten vom Hurrikan betroffen sind. Im Netzwerk der jesuitischen Hilfsorganisationen hat Entreculturas aus Spanien gemeinsam mit FyA die Koordination übernommen. Man konzentriert sich zunächst auf den Wiederaufbau von Bildungseinrichtungen, damit Kinder und Jugendliche so schnell wie möglich in ihre Schulen zurückkehren können. Daneben geht es um die Versorgung der Gemeinden und Familien. Last but not least steht die psychosoziale Unterstützung auf der Agenda der Helferinnen und Helfer.

Nahrung ist knapp, Cholera grassiert

Die humanitäre Lage in Haiti hat sich 2015 aufgrund mehrerer Faktoren deutlich verschlechtert: Die Nahrungsmittel wurden zunehmend knapp infolge von Dürre und den Langzeitauswirkungen ungewöhnlicher Pazifikströmungen («El Niño»). Auch die Cholera hält sich hartnäckig. Und schliesslich kehren auch immer mehr Ha-

IN KÜRZE

Haiti ist eine Republik mit rund 10,6 Millionen Einwohnern. Das Bruttoinlandsprodukt liegt bei nur 630 US-Dollar pro Einwohner. Eine schwache Wirtschaft und instabile politische Verhältnisse prägen das Land seit Jahren. Ihre Spende hilft! Stiftung Jesuiten weltweit, «Haiti», IBAN: CH51 0900 0000 8922 2200 9.

itianer, die einst im Nachbarstaat Dominikanische Republik, oft als illegale Plantagenarbeiter, reüssieren wollten, wieder enttäuscht oder unfreiwillig zurück.

Am härtesten trifft es die Landbevölkerung, die UN-Statistik ist erschreckend: Von zehn Millionen Haitianern benötigen 2,1 Millionen humanitäre Hilfe. 60 000 Menschen sind schon seit den Erdbeben von 2010 ohne festes Obdach, 1,4 Millionen leiden an Cholera und vergleichbaren Krankheiten, 3,6 Millionen haben keinen konstanten Zugang zu Lebensmitteln, 130 000 Kinder gelten als unterernährt.



Ein Bild der Verwüstung: In Haiti, einem der ärmsten Länder der Welt, sind heute aufgrund vielfältiger Probleme und zweier grosser Naturkatastrophen innerhalb weniger Jahre mehr als zwei Millionen Menschen auf humanitäre Hilfe angewiesen.



Jugendliche im Tschad unter der Flagge des Schulwerks Fe y Alegría – rotes Herz auf weissem Grund

Eine Idee macht Schule

Das Schulwerk Fe y Alegría aus Lateinamerika hat sich erfolgreich in Afrika etabliert

Ein rotes Herz mit drei Kindern in der Mitte – unter diesem Logo ist die internationale Organisation Fe y Alegría (Glaube und Freude) mit mehr als 1,5 Millionen Schülern in ganz Lateinamerika bekannt. Jetzt kommt das Bildungs- und Sozialwerk auch nach Afrika.

Wo der Asphalt endet, da beginnt Fe y Alegría (FyA). Das Motto «Glaube und Freude» erscheint erst einmal ziemlich ehrgeizig: Bildung und soziale Entwicklung sind die beiden Kernziele der Hilfsorganisation, die in ganz Lateinamerika bekannt ist. Gegründet wurde FyA vor mehr als einem halben Jahrhundert von dem venezolanischen Jesuiten José María Vélaz SJ. Die heutige Bewegung autonom handelnder Einheiten auf Länder- und Regionalebene

wurzelt in der biblischen Option für die Armen sowie in der Überzeugung, dass die Armen auch selbst für die Verbesserung ihrer Lebensqualität und für die Veränderung ihrer Gesellschaften etwas tun können und müssen.

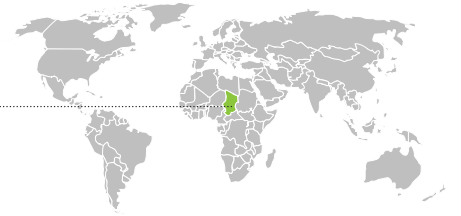
Ein Maurer mit grossem Herz

Gemeinsam mit jungen enthusiastischen Studenten und Studentinnen begann Pater Vélaz, in die armselige Umgebung der venezolanischen Hauptstadt Caracas zu gehen und den Menschen zu helfen, ihren Alltag in Armut zu bewältigen. Sie trafen dort auf den Maurer Abraham Reyes, der in siebenjähriger Arbeit unter grossen persönlichen Opfern für sich und seine Familie ein kleines Haus gebaut hatte. Ohne lange zu zögern, stellte er einen Teil des gerade fertig gewordenen Hauses für die erste Grundschule von FyA zur Verfügung. In diesem bescheidenen Haus in

Catia, einem Randbezirk von Caracas, hockten rund Hundert Kinder auf dem Zementfussboden eines kleinen Raumes und erhielten am 5. März 1955 ihre erste Unterrichtsstunde.

«Genau wie damals in Venezuela hat FyA auch in vielen anderen Ländern begonnen», erzählt Luis Carrasco Pacello, der seit langem für das Hilfsprogramm in Bolivien arbeitet. «FyA ist inzwischen zu einer grossen transkontinentalen Bewegung für ganzheitliche Bildung und soziale Förderung geworden. Sie gleicht einem starken, riesigen, saftig grünen Baum, schwer von Früchten, aber auch voller Samen, die davon träumen, über die ganze Erde ausgesät zu werden.»

Die Bewegung setzt bei ihrem Management auf Teilhabe: Rund 98 Prozent der Helfer sind sogenannte Laien, nur 2,2 Prozent gehören einer Ordensgemeinschaft an. Sie alle kooperieren mit dem Jesuitenorden und obersten «Chef» der Organisa-



tion. Einmal im Jahr findet eine Generalversammlung statt, die alle wichtigen Weichenstellungen vornimmt. Die operative Verantwortung liegt bei einem «Board of Directors», dem vier Personen angehören. In jedem Land gibt es ein nationales Büro, zudem Offices auf regionaler Ebene sowie einzelne Bildungseinrichtungen auf Projektebene.

Mehr als 1,5 Millionen Kinder und Jugendliche lernen heute in den FyA-Schulen. Es gibt sie in den Elendsvierteln Venezuelas, in den vergessenen Andendörfern in Bolivien, in den Favelas in Brasilien, in den Sumpfgeländen Paraguays, in den von Naturgewalten wieder und wieder gebeutelten Regionen Haitis. Es gibt fast kein Land in Süd- und Mittelamerika, wo FyA nicht präsent wäre.

Der Sprung nach Afrika

Vor ein paar Jahren wurde der Sprung über den Kontinent gewagt und eine einmalige Süd-Süd-Kooperation aufgebaut: Fe y Alegría ist heute in Afrika angekommen. Und das hatte Gründer Pater Vélaz auch so gewollt: 1984, ein Jahr vor seinem Tod, schrieb er in einem Brief an eine befreundete Ordensschwester: «Mein Wunsch, dass sich FyA auf solidarische Weise in

Afrika etabliert, steht fest. Denn ich bin überzeugt, dass wir den Allerärmsten dienen müssen, und viele von ihnen leben in den afrikanischen Nationen. Dort hätten wir ein wunderbares Arbeitsfeld.»

Bildungsnetzwerk in der Sahelzone

Der Tschad gilt als eine Art Pionier für Fe y Alegría in Afrika. Pater Etienne Mborong SJ leitet das Programm im Tschad, das hier in der französischen Variante «Foi et Joie» heisst. Mit personeller und konzeptioneller Hilfe aus Lateinamerika wurde es 2007 gegründet. Es folgte ein Pilotprojekt, eine solide Feldstudie sowie der Aufbau von Kontakten zu den Bildungsbehörden und den Verantwortlichen in den Dörfern. Mittlerweile gehören 26 kleine Schulen auf dem Land zum Netzwerk Fe y Alegría. In der Hauptstadt N'Djamena wurde zudem das technische Ausbildungszentrum St. Ignatius aufgebaut.

Das Netzwerk der FyA-Schulen deckt auch die Region Guéra mit der Provinzhauptstadt Mongo in der Sahelzone ab. Die Landschaft ist trocken, einzige Farbtupfer auf den staubigen Wegen zwischen den Dörfern sind buntgewandete Frauen, die Brennholz suchen oder Wasser holen. Kamele und Esel tragen Lasten. Immer

wieder werden die Einwohner in der Region von Lebensmittelkrisen bedroht. Die Hirsepflanzen verdorren, weil der Regen ausbleibt. Häufig vernichten auch Heuschrecken und körnerfressende Vogelschwärme die Ernte. Um die Kleinbauern aus den Fängen lokaler Wucherer und der ewigen Abhängigkeit von ausländischen Hilfslieferungen zu befreien, haben die Jesuiten in Mongo gemeinsam mit den örtlichen Gemeinden selbstverwaltete Getreidebanken aufgebaut. Es ist ein karges Leben in den Dörfern, das sich stark an kulturellen und religiösen Traditionen ausrichtet.

Die Gesellschaft ist jung

«In den kommenden Jahren wollen wir die Arbeit in den Bereichen Vorschulerziehung, technische Ausbildung und Sekundarschule weiter vertiefen», berichtet Pater Mborong. «Die Bevölkerung in Afrika ist erstaunlich jung: Mehr als 54 Prozent sind jünger als 20 Jahre. Nicht nur für Foi et Joie Tschad, sondern generell für uns Jesuiten erscheint es daher eine grundlegende Notwendigkeit, in dieser Gesellschaft präsent zu sein. Hier ist nicht nur fachliches Wissen erforderlich, sondern auch eine praktische Ausbildung in mo-



Die Bevölkerung im Tschad ist jung, mehr als 54 Prozent sind unter 20 Jahre alt. Bildung, ob in Schulen oder im Zusammenhang mit praktischer Berufstätigkeit, ist ein Muss für eine bessere Zukunft. Allerdings haben es Mädchen traditionell besonders schwer, eine gute Ausbildung zu erhalten.

dernen Technologien.» Die Pädagogik von FyA stützt sich auf drei Säulen und lässt sich vielleicht am besten so zusammenfassen: Ausbildung von Kopf, Herz und Händen. «Dieser Ansatz bietet ausgezeichnete Möglichkeiten für neue Initiativen der Gesellschaft Jesu in Afrika», resümiert Pater Mborong SJ.

Zusammenarbeit der Religionen

Im Tschad hat es FyA mit drei grossen Herausforderungen zu tun: Einbeziehung der Eltern und Dorfgemeinschaften, Steigerung des Schulbesuchs von Mädchen und die Vermittlung einer auf christlichen Werten basierenden Pädagogik in zum Teil stark muslimisch und animistisch geprägten Regionen. Es gibt drei Hauptreligionen im Land: Islam (53%), Christentum (42%) und traditionelle afrikanische Religionen (12%).

«Wir arbeiten mit Angehörigen aller drei Religionen gut zusammen», betont der Jesuitenpater. Bestätigt wird das von Pablo Funes, der für die jesuitische Organisation Entreculturas in Spanien arbeitet und das Programm FyA im Tschad eng begleitet: In vielen der ländlichen FyA-Schulen im Tschad ist die Mehrheit der Kinder muslimisch, der Rest ist animis-

IM FOKUS: DER TSCHAD

Das hohe Bevölkerungswachstum mit jährlich 2,5 Prozent bildet eine Hemmschwelle für die Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht. Sie wird vor allem auf dem Land kaum eingehalten. Die Rate der Analphabeten liegt dementsprechend bei 51 Prozent.

tisch, und es gibt vielleicht auch den einen oder anderen Christen. Offenbar scheint dies kein Problem zu sein in den Schulen, Konflikte gebe es nicht, sagt Funes. «Fe y Alegría arbeitet hier, ohne die religiösen Unterschiede in Frage zu stellen. Bei uns in Europa redet man oft nur über radikale Muslime, aber hier gibt es ein Beispiel für tolerante und gute Zusammenarbeit, bei der man einander verstehen und voneinander lernen will.»

In den letzten Jahren hat sich die Anzahl der Mädchen in den FyA-Klassen kontinuierlich erhöht – eine sehr positive Entwicklung. Denn traditionell werden Mädchen in den ländlichen Regionen sehr früh zu

ganztägiger Haus-, Feld- und Familienarbeit herangezogen. Es ist nach wie vor gängig, Mädchen sehr jung zu verheiraten, manchmal sind sie gerade erst zwölf oder 13 Jahre alt. «Wenn sie heiraten, verlassen sie ihre Familie, ihre Freunde, ihre Dorfgemeinschaft, um in das Haus ihres Ehemanns zu ziehen», erzählt Radia, die auf eine Sekundarschule geht und viele solcher Fälle kennt. «Sie brechen die Schule ab, ihre Bildung bleibt auf der Strecke.»

Mädchen machen den Unterschied

Fe y Alegría hat intensiv mit Eltern und Dorfgemeinschaften gearbeitet, um den Wert von Bildung für Mädchen zu verdeutlichen. Ein Dorfältester bringt es auf den Punkt: «Ein Mädchen zu unterrichten, bedeutet, die ganze Nation zu unterrichten. Ihr Wissen wird auch ihren Kindern nützen, sie kann sich um viel mehr kümmern, zu Untersuchungsterminen ins Krankenhaus gehen, den Kalender mit Impfterminen führen. Wenn alle unsere Kinder bis zur Abschlussklasse auf der Schule bleiben, wird sich unser Dorf ändern. Dafür sind wir dankbar.»

Der Weg ist allerdings noch lang. Aber die FyA-Schulen im Tschad profitieren von der 65-jährigen Erfahrung, die das Netz-

Impressionen vom kargen Landleben im Tschad: In den Dörfern setzt das Schulwerk Fe y Alegría an und arbeitet eng mit Eltern und Autoritäten der Gemeinschaften zusammen.



werk hat. Es gibt erprobte Unterrichtsmaterialien und Schulkonzepte. Rechnen, Schreiben, Lesen, Hygiene, gesunde Ernährung und kreative Förderung der Talente sind integraler Teil des Curriculums. Eine erwiesene Stärke von FyA ist die kontinuierliche Weiterbildung von Lehrerinnen und Lehrern. Denn sie sind der Schlüssel für guten Unterricht. Auch die Eltern und die ganze Dorfgemeinschaft werden in die Ausbildung ihrer Kinder einbezogen.

Das Erfolgsmodell für Lateinamerika wird auf afrikanische Verhältnisse übertragen, aber es wird nicht einfach übergestülpt. Im Tschad ist das Programm mit seinem Netzwerk bereits sehr gut etabliert. In anderen afrikanischen Ländern wie Madagaskar, Kongo, Kenia, Simbabwe und Mosambik gibt es ähnliche Bemühungen. Das Ziel ist in allen Ländern das gleiche: «Wir wollen eine Welt schaffen, in der alle Armen und Ausgeschlossenen eine gute Bildung erhalten», formuliert Pater Mborong SJ. Und er ergänzt: «Eine Welt, in der die Gemeinschaft im Dienst des Menschen steht.» Oder einfach: Eine Welt, in der Bildung nicht dort aufhört, wo der Asphalt endet.

Judith Behnen

SPENDENBITTE

Ich bin erst kürzlich mit Klaus Vähröder SJ aus Nürnberg und Hans Tschiggerl SJ aus Wien in Lateinamerika gewesen, wo wir uns auch das Programm Fe y Alegría angesehen haben. Das Konzept hat mich überzeugt, es ist nachhaltig: Qualitätsunterricht für benachteiligte Kinder, Einbeziehung der Eltern, gemeinsame Entwicklung des Stadtviertels oder der Dorfgemeinschaft, motivierte Lehrer, engagierte Freiwillige. Für mich ist die Arbeit von Fe y Alegría ein Erfolgsmodell der Hilfe zur Selbsthilfe. Umso mehr freut es mich, dass wir jetzt im Verbund der jesuitischen Hilfswerke in Europa mithelfen können, dass sich Fe y Alegría in Afrika etabliert. Für den Aufbau der Schulen in den verschiedenen Ländern und für die Ausbildung der Lehrerinnen und Lehrer brauchen wir allerdings pro



Jahr 400 000 Franken. Rechnet man diese Summe auf den Tschad um, so wären das 166 Franken pro Kind. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Spende! Gerade im Tschad ist ein Engagement so wichtig: Denn mit der Bildung von Mädchen wollen wir den Teufelskreis der Armut langfristig durchbrechen.

*P. Toni Kurmann SJ
Missionsprokurator*



LINKS: Hausarbeit oder Schulunterricht? Für viele Mädchen im Tschad stellt sich diese Alternative ab einem gewissen Alter oft gar nicht mehr.



RECHTS: Wer Mädchen unterrichtet, unterrichte eine ganz Nation – so hat es ein Dorfältester einmal auf den Punkt gebracht. Es gibt also Hoffnung.



Gut besucht: der assyrisch-orthodoxe Gottesdienst in der Saint George Assyrian Church in Beirut im Libanon. Die Gemeinde besteht heute mehrheitlich aus syrischen und irakischen Flüchtlingen (Foto von 2016).

Spielball der Interessen

Die Zukunft in Syrien ist ungewiss – Jesuiten stellen sich den Aufgaben im Nahen Osten

Was in Syrien 2011 als Revolution gegen das Regime von Diktator Baschar al Assad begann, mündete in einen blutigen Bürgerkrieg. Mittendrin die Terrormilizen des sogenannten Islamischen Staates (IS). Täglich sterben Menschen, Hunderttausende fliehen, die Fronten sind unklar, die internationale Diplomatie ergeht sich in wechselseitigen Beschuldigungen. Gibt es Hoffnung im Nahen Osten? Eine Annäherung.

In Europa ist der Krieg in Syrien spätestens durch die Ankunft der Flüchtlinge vor der eigenen Haustür zum Topthema geworden. Je länger der Konflikt dauert, desto drängender wird auch in der Schweiz die Frage, wem man für die Zukunft trauen kann. Sind es die Rebellen-

gruppen, die Assad-Treuen, die Russen oder die Amerikaner, die Kurden oder die Türken, oder sind alle auf ihre Weise Täter? Was wird aus dem Zusammenleben der Religionen angesichts diverser islamistischer Bewegungen und der Wirtschaftsinteressen von West und Ost?

JRS-Zentren in fünf Ländern

Sicher ist nur, dass es mehr bohrende Fragen als beruhigende Antworten gibt und dass so viele Frauen, Männer und Kinder in der Region leiden oder sogar sterben müssen. Denn das Drama von Flucht und Vertreibung, von politischem Kalkül und wirtschaftlichem Einfluss hat ja nicht erst mit dem Syrienkonflikt begonnen. Für den Flüchtlingsdienst der Jesuiten (JRS) kam in der Folge des Irakkriegs 2008 der Auftrag des damaligen Ordensgenerals, nach Syrien und Jordanien zu gehen. Seitdem hat sich die Lage im Nahen Osten ständig verschärft. Und das ist eine freundliche

Umschreibung für blutige, chaotische Verhältnisse.

Der JRS unterstützt heute im Irak, in Jordanien, im Libanon, in Syrien und in der Türkei Flüchtlinge aus vielen Nationen ungeachtet ihrer Religionszugehörigkeit. Jesuitenpater Tony Calleja SJ zum Beispiel arbeitet in Beirut für den JRS. In den Libanon mit seinen 4,1 Millionen Einwohnern kamen in den vergangenen fünf Jahren 1,3 Millionen Flüchtlinge.

Der Jahresbericht 2015 des JRS Libanon zählt genau 10 885 Menschen, denen die Jesuiten entweder Notfallhilfe, Bildungsprogramme oder psychologische Beratung anbieten konnten. Grosszügige Spenden dafür kommen auch aus der Schweiz über die Stiftung Jesuiten weltweit: etwa von den Altkatholiken und den Kantonalkirchen Basel und Zürich. «Wir sind sehr dankbar dafür, die Schweizer Spenden decken allein rund 10 Prozent unseres Finanzbedarfs im Libanon», erklärte Cal-

leja kürzlich bei seinem Besuch in der Schweiz.

Was die Zukunft der Region angeht, ist der gebürtige Malteser nicht sehr optimistisch. Er sieht auf internationalem Parkett keinen Player, weder die Rebellen noch das Assad-Regime, auch nicht die USA, die EU-Staaten, Russland, die Türkei oder Saudi-Arabien, der nicht seine eigenen Interessen verfolgt hätte. Eine traurige Bilanz zu Lasten von Millionen Menschen.

IS-Opfer bei den Jesuiten zu Gast

Ähnlich sehen dies auch Pater Victor Assouad SJ, bis vor kurzem Provinzial der Nahostprovinz, und sein Nachfolger im Amt Pater Dany Younes SJ, die sich im Rahmen der Generalkongregation der Jesuiten in Rom (s. S.14-15) zur politischen und gesellschaftlichen Situation im Nahen Osten äusserten. In Rom gab es für die Delegiertenversammlung der Jesuiten auch Gelegenheit, mit Pater Jacques Mourad zu sprechen, der im Mai 2015, vermutlich von Terroristen des sogenannten IS, entführt worden war und nach fünf Monaten mithilfe eines einheimischen Muslims fliehen konnte. Mourad ist katholischer Priester und betreute 2015 die Gemeinde von Qaryatain im syrischen

Wüstengebiet. Er gehörte zugleich dem Kloster von Mar Musa an, das von Pater Paolo Dal'Oglio SJ gegründet worden war, der seit 2013 verschollen ist. Das Kloster hat sich dem Dialog mit dem Islam verschrieben. Mourad gelang es, wenigstens in Qaryatain den Frieden, auch den konfessionellen Frieden, zu bewahren. Diese mutige Offenheit, so sagte er nach seiner Flucht in einem Interview, habe ihm das Leben gerettet. Heute lebt er im Irak.

Der extreme islamische Fundamentalismus des IS, so Mourad, räche sich heute an den Regimen, die auf das osmanische Reich folgten und die muslimische Kultur unterdrückt hätten. Sie seien dabei vom Westen unterstützt worden. Erst der «Arabische Frühling 2011» habe diese Unterdrückung der muslimischen Kultur aufgebrochen. Pater Younes SJ glaubt, dass Syrien eben-so zerfallen werde wie einst Jugoslawien. Die Lösung des Konfliktes könnte gegebenenfalls in einer territorialen Aufteilung gemäss den Religionsgruppen liegen. Angesprochen auf die Perspektive für den Islam sieht er einen



zunehmenden Zweifel bei jungen Muslimen. Ihre religiöse Sprache werde missbraucht und durch den Extremismus ausgehöhlt. Dies könnte langfristig sogar zu einem Säkularisierungsschub führen.

Was können Jesuiten tun, fragen sich nicht nur die Teilnehmer der Generalkongregation. Vieles. Wichtig sind nicht nur Spenden, sondern auch Freiwillige vor Ort. Ein guter Ansatz der Jesuiten sind gemeinsame Plattformen, auf denen die westliche und die arabische Seite die Logistik für Hilfsaktionen abstimmen. Zudem fehlt es im Nahen Osten an Religionsunterricht, in dem christliche und muslimische Lehrer gemeinsam Themen unterrichten.



LINKS: Die Zerstörung hört nicht auf. Ein Gang durch die Altstadt von Aleppo.

RECHTS: Der katholische Priester Jacques Mourad wurde 2015 vom sogenannten IS entführt, konnte aber später fliehen. Er hat sich dem Dialog zwischen Christen und Muslimen verschrieben.



Atemberaubende Landschaft, ungewisse Zukunft: im Norden Afghanistans in der Nähe der Provinzhauptstadt Faizabad

Die Hoffnung stirbt zuletzt

Pflegewissenschaftlerin Käppeli hinterfragt die westliche Bildungsarbeit in Afghanistan

Seit vier Jahren arbeitet Silvia Käppeli für den Jesuit Refugee Service JRS in Afghanistan. Die erfahrene Pflegewissenschaftlerin (69) zeigt auf, mit welchen Problemen Non-Profit-Organisationen beim Thema Bildung im afghanischen Alltag konfrontiert werden. Hier Auszüge aus einem Aufsatz von ihr.

Internationale Nicht-Regierungsorganisationen (NGO) investieren unter dem Motto «Bildung für eine bessere Zukunft» in Projekte in Afghanistan. Das Motto suggeriert einen direkten, wenn nicht sogar kausalen Zusammenhang zwischen Bildung und Fortschritt. Den gibt es in Afghanistan so nicht. Dass sich das Leben in Afghanistan in absehbarer Zeit verbessern wird, weil Kinder zur Schule gehen und Erwachsene alphabetisiert

werden, ist eine westliche Hoffnung, aus der keine Gesetzmässigkeit abgeleitet werden kann. Ein wesentlicher Grund dafür ist, dass sich westeuropäische und afghanische Auffassungen von Bildung in zentralen Punkten unterscheiden. Christentum und Aufklärung treffen auf ein Bildungssystem, das in Jahrhunderte alten islamischen Werten begründet ist.

Zur Bildungsauffassung

(...) In westeuropäischen Ländern sind wesentliche Ziele des Bildungsprozesses, Individuen zu befähigen, mit einer gewissen Distanz ein kritisches Urteil über sich, andere und die Welt fällen, sich entsprechend seinen Möglichkeiten entfalten und in seiner Umgebung ein gelingendes Leben gestalten zu können. (...) Im Vergleich mit westlichen Lehrplänen fehlt im praktizierten afghanischen Schulobligatorium die Heranbildung jeglicher Kompetenzen, welche in der Wahrnehmung

konservativer und fundamentalistisch-puristischer Hüter des afghanischen Erbes die religiösen, familien- oder stammesbezogenen Traditionen in Frage stellen. Insbesondere fehlen die Entwicklung von:

- Urteils- und Kritikfähigkeit als Grundlagen selbstbestimmten Handelns und von Mitbestimmung
- Gerechtigkeitsempfinden, der Eigeninteressen transzendiert und zu Hilfeleistungen für andere befähigt
- Selbstdisziplin, Kompromiss- und Versöhnungsbereitschaft sowie die Fähigkeit zu solidarischem Handeln (...)
- Achtung und Verantwortungsbewusstsein gegenüber allem Lebendigen und der Individualität des anderen, von Natur und Umwelt
- einem Minimum an politischer Kompetenz und an Kreativität, um das Gemeingut aktiv mitgestalten zu können
- zukunftsgerichteter, vorsorgeorientierter Leistungsbereitschaft.

FRAUENFÖRDERUNG



«Weil in Afghanistan ein grosser Nachholbedarf besteht, investieren wir dort in Bildung. Besonders Frauen und Kinder profitieren davon.»

*Sonja Dinner,
Präsidentin «The Dear Foundation»*

In westeuropäischen Ländern sind diese Inhalte Teil des Demokratieverständnisses. Die meisten politischen und religiösen Führungsgestalten Afghanistans streben mit Blick auf die Zukunft des Landes anderen Werten nach.

«The Afghan way»

Im Westen kann die Schule als Institution, die über Lebenschancen mitbestimmt, betrachtet werden. Bildung ermöglicht mindestens theoretisch sozialen Aufstieg. Sie führt in der Regel zu einer wirtschaftlich existenzsichernden Tätigkeit. Dies trifft heute in Afghanistan weniger zu als noch vor zehn Jahren. Obwohl es eine dünne Schicht gebildeter Menschen gibt, ist Schulbildung – ausser der religiösen – besonders auf dem Land kein kultureller Wert und auch nicht der Schlüssel zum Erfolg. Dieser besteht in der Zugehörigkeit zur richtigen ethnischen Gruppe und in Beziehungen zu den Einflussreichen, welche die Definitions-, Zulassungs- und Ausschliessungsmacht über bestimmte politische und sozio-ökonomische Bereiche haben.

Vor allem in bildungsfernen, traditionellen Schichten löst die Idee von Bildung Angst aus. Sie bewirkt Transformationsprozesse, die als Entfremdung von der afghanischen Lebensweise und vom Brauchtum erlebt werden. Andererseits bestätigt der lokale Alltag, dass westliche Bildung kurzfristig wenig Veränderung bringt, wenn das Gelernte nicht unmittelbar zur Anwendung kommen kann. Sie macht das Alltagsleben potenziell konfliktreicher. (...)

Zur Mentalität

Es gibt viele weitere Hürden auf dem Weg in einer bessere Zukunft: Dazu gehören die Stammeskultur, die Gesetzmässigkeiten in der Grossfamilie, eine schlechte Infrastruktur (schwaches Staatswesen und schlechte öffentliche Gesundheitsversorgung) wie auch die mangelnde Fähigkeit zu vorausschauendem Handeln und einem vorsichtigen Umgang mit Geld.

(...) Die meisten Eltern, die man zu ihrer Vorstellung der Zukunft ihrer Kinder befragt, wollen, dass es ihre Kinder besser haben als sie. Viele Eltern bringen grosse

Opfer, um ihren Kindern eine gewisse Bildung zu ermöglichen. Ihre Hoffnung scheitert aber oft an ihren eigenen konservativen Haltungen, besonders an denjenigen der Väter und Brüder. Wenn die Väter Arbeitskräfte brauchen, müssen die Söhne zuhause arbeiten. Wenn die Brüder Hilfsarbeiter sind, werden sie ihren Schwestern kaum erlauben, mehr als Ehefrauen und Mütter zu werden. (...)

Zur Infrastruktur

Auch nach 15 Jahren Milliardeninvestitionen in den Wiederaufbau Afghanistans durch die internationale Gemeinschaft steht selbst in grossen Städten lediglich ein beschränktes Mass an Infrastruktur zur Verfügung (Sicherheitskräfte, nationales, regionales oder lokales Verkehrsnetz, Wasser- und Stromversorgung, Kanalisation, Rettungsdienste, Telekommunikation). Teilweise wird dieser Mangel privatwirtschaftlich überbrückt. Doch die fehlende oder marode Infrastruktur behindert auch die Schulbildung. Ohne Strom gibt es kein Licht, und Schüler und Studierende können keine Schulaufgaben machen. Wenn es keinen Zugang zum Internet gibt, können sich wissbegierige Menschen in diesem bücherarmen Land nicht selbst weiterbilden. Der Kontakt zur Aussenwelt, den sie sich selbst erschliessen könnten, ist dann verbaut. (...)

Eine andere Welt

Der beschränkte Einblick in die gegenwärtige bildungsbezogene Situation Afghanistans verdeutlicht, dass die Hoffnung, das Land mittels Bildungsbemühungen auf seinem Weg in eine bessere Zukunft unterstützen zu können, mit grossen Herausforderungen konfrontiert wird. Die

Hoffnung stirbt zuletzt (...). Im Zusammenhang mit den geschilderten, einer im westlichen Verständnis besseren Zukunft entgegenwirkenden Kräften, können Korrekturen darin bestehen, dass westlich geprägte Hilfsorganisationen erkennen, dass Hoffnung für die Menschen in Afghanistan eine andere Bedeutung hat als im Westen, dass sie beispielsweise viel stärker mit dem ihnen von Allah zugeteilten Schicksal als mit dem Machbaren verbunden ist. Die Afghanen haben eine andere Vorstellung von besserer bzw. lebenswerter Zukunft als die Menschen im Westen. Ihnen sollte das Recht gewährt werden, sich mehr Zeit zu geben, sich diese Zukunft im Einklang mit ihren eigenen Werten aufzubauen.

Silvia Käppeli



Zur Person: Silvia Käppeli schult in Afghanistan Frauen in ganz praktischen Dingen wie Ernährung, Erste Hilfe und gesundheitliche Vorsorge. Zudem unterrichtet sie angehende

Ärzte und Pflegekräfte an Hochschulen. Die 69-Jährige hat nach ihrer Ausbildung zur Pflegefachfrau Pflegewissenschaften studiert und den PhD erworben. An der Universität Luzern promovierte sie auch in Judaistik und habilitierte sich als erste Schweizer Pflegewissenschaftlerin an der Universität Witten-Herdecke (D). In der Schweiz war sie in der höheren Fachausbildung von Pflegenden tätig und richtete das Zentrum für Entwicklung und Forschung in der Pflege am Universitätsspital Zürich ein, das sie bis 2012 auch geleitet hat. Dr. Käppeli war Mitglied der Eidgenössischen Ethikkommission.

«The Dear Foundation» unterstützt den JRS in Afghanistan.

Auf Anfrage referiert Silvia Käppeli gerne über ihre Erfahrungen. Kontakt:

Toni.Kurmann@jesuiten-weltweit.ch.

Den vollständigen Text finden Sie unter www.jesuiten-weltweit.ch.



Rudolf Widmer, Schweizer Historiker und Seminarleiter in der Dominikanischen Republik, unterwegs in dem Karibik-Staat

Die Karibik als Ideenfabrik

Rudolf Widmer lehrt in der Dominikanischen Republik die Kulturgeschichte des Landes

Dr. Rudolf Widmer hat in diesem Jahr einen ganz besonderen Sommerkurs in der Dominikanischen Republik gegeben: Der Schweizer Historiker hat den Einheimischen ihre eigene Kulturgeschichte nähergebracht.

Wie führt man eine neue Generation von Dominikanern an die reiche intellektuelle Tradition der Karibik heran? Klingt einfach, ist es aber nicht. Denn wer in der Dominikanischen Republik das Privileg einer höheren Schulbildung hatte, kennt nur die klassische europäische Kultur. Er weiss so gut wie nichts über das politische, wirtschaftliche, kulturelle Denken seiner eigenen Gesellschaft. «Handbücher und Lehrkräfte vermitteln den jungen Leuten das Bild einer Karibik, die alles Wissen importiert und die selbst nichts zur Entwicklung der Menschheit beiträgt. So werden sie

ihrer eigenen Kultur entfremdet und verpassen es, selbstbewusst und selbstständig denken zu lernen», erklärt Widmer. Der Historiker hat etwas gegen dieses Bildungsdefizit unternommen. Seit vielen Jahren lehrt er in der Dominikanischen Republik und arbeitet dabei eng mit dem deutschen Jesuiten Martin Lenk SJ zusammen. Die 8,7 Millionen Einwohner der ehemaligen spanischen Kolonie stammen im Wesentlichen von frühen europäischen Einwanderern meist spanischer Herkunft und von afrikanischen Sklaven ab. Die Mehrheit ist katholisch.

Auf dem Weg zur Identität

Erstmals mit Unterstützung der Stiftung Jesuiten weltweit organisierte Widmer in diesem Jahr am Instituto Superior Pedro Francisco Bonó der Jesuiten in Santo Domingo einen sechswöchigen Intensivkurs. Der Titel: «Die Karibik: eine Ideenfabrik». Der Kurs richtete sich an junge Studieren-

de und Ordensleute. Eine Art Gang durch drei Jahrhunderte karibischer Kulturgeschichte. «Wir haben bei der Sklaverei begonnen», so Widmer. Dann standen die seinerzeit neu entflammte Rassenfrage des späten 19. Jahrhunderts und die Varianten des Nationalismus, der Négritude, und des Sozialismus auf dem Lehrplan.

Für ein breiteres Publikum (Vertreter von NGOs, Ordensleute, Maturanden etc.) hat er den Workshop «Jeder Koch kann regieren» konzipiert. Der Titel stammt von einem Aufsatz des trinidadensischen Historikers und Philosophen C. L. R. James. Anhand von fünf Autoren des 20. Jahrhunderts ging es im Workshop um kritische Fragestellungen, die in der Karibik zur Demokratie, zur Globalisierung, zur Entwicklungspolitik und zum kulturellen Selbstverständnis entwickelt worden sind. Ein Weg zur Identitätsfindung. «Der Wissendurst ist bei allen Teilnehmern sehr gross», resümiert Rudolf Widmer.

Ein ganz normaler Tag

Renate Gisler schildert ihren Alltag als Volunteer in einer kenianischen Krankenstation

Die 62-jährige Pflegefachfrau Renate Gisler lebt und arbeitet seit September in Kangemi, einem Slum in Nairobi mit mehr als 100 000 Einwohnern. Derzeit bringt sie sich in Kenia als Jesuit Volunteer ein. Hier schildert sie einen typischen Tag auf der St. Joseph Krankenstation.

Nairobi/Kenia. Ich lebe im Haus des African Jesuit AIDS Network in Kangemi, eingesetzt werde ich jedoch auf der St. Joseph Krankenstation. Der Tag dort beginnt um acht Uhr mit einem Gebet. Danach folgt eine Befindlichkeitsrunde mit anschliessenden guten Wünschen für den Tag. Die erste Arbeit des Tages ist für alle dieselbe: die Reinigung des Arbeitsortes. Das ganze Mobiliar muss täglich vom braunen Staub, der sich überall festsetzt, befreit werden.

Ich bin mit Krankenschwester Julia in der Triage eingeteilt. In diesem Bereich werden die Patienten nach ihren Beschwerden gefragt, Blutdruck, Puls und Temperatur gemessen. Etwa 20 bis 30 Klienten pro Tag sind HIV-positiv. Sie kommen zu Kontrolluntersuchungen und zur Medikamentenabgabe. Die Diskriminierung von HIV-positiven Menschen ist immer noch verbreitet

und gefürchtet. Deshalb bringen die Betroffenen ihre gelbe Patientenkarte in schwarzen Plastiksäckchen oder in der Hosentasche versteckt mit. Für viele war es am Anfang nicht einfach, von einer «Muzungu», einer fremden Weissen, befragt zu werden. Inzwischen sind wir uns vertrauter geworden, was unter anderem auch meinen verbesserten Swahili-Kenntnissen zu verdanken ist. Heute ist auch Mary* gekommen, eine junge, alleinstehende Mutter mit ihrem 18 Monate alten Sohn, der auch HIV-positiv ist. Die Frau braucht mehr als nur medizinische Hilfe. Wir können ihr Mehl und Bohnen mitgeben, was sie dankbar annimmt.

Behandeln, hoffen und beten

Dann ist Orma* mit seiner Frau Hope* da. Beide sind HIV-positiv. Hope* ist an Tuberkulose erkrankt, hat sehr viel an Gewicht verloren, und sie ist schwach. Ich spreche mit Silas, dem Clinic-Officer, einem Mediziner mit zweijährigem Studium. Er gibt den beiden Zusatznahrung mit Vitaminen und ermutigt sie, die Behandlung durchzuhalten. Sie werden nächste Woche wiederkommen. Behandeln, hoffen und beten. Valerie*, eine Frau mit einer ausgedehnten Brandwunde am ganzen Arm ist für den Verbandwechsel gekommen. Seit zwei Jahren leidet sie an den Folgen der

Brandverletzungen, die sie sich bei der Explosion ihres Gasherdes zugezogen hat. Die Frau bräuchte eine Spezialbehandlung, was für sie in Kenia nicht möglich ist. Wir improvisieren, hoffen und beten.

Kaum ist Valerie* versorgt, wird der Verbandsraum für den nächsten Patienten gebraucht: Stephen*, ebenfalls HIV-positiv, hat seit der letzten Konsultation vor vier Wochen zehn Kilo abgenommen. Er fühlt sich schwach und elend. Seine Frau musste ihn mit einem «Picky-Picky», einem Motorrad-Taxi, bringen. Er braucht Flüssigkeit intravenös sowie Antibiotika. Ich werde in die Maternité gerufen. Bei Ann* haben die Wehen eingesetzt, das Kind kommt. Hier ist Gebären immer noch reine Frauensache. Deshalb verbringen die Frauen die Stunden vor der Geburt meist allein. Gewöhnungsbedürftig für mich. Es wird eine leichte Geburt. Ich bringe Ann* die kleine Miss No-Name. Ihre Tochter wird ihren Namen erst in ein paar Stunden oder Tagen erhalten. Ein ganz normaler Tag auf der St. Joseph Krankenstation geht zu Ende, mit Menschen, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens stehen. Aber das Miteinander bereichert unser Leben und macht es sinnvoll.

* Name geändert. Weitere Berichte: www.jesuiten-weltweit.ch/volunteers



LINKS: Im Verbandsraum ist immer etwas los. Valerie lässt ihren verbrannten Arm behandeln.*

RECHTS: Renate Gisler wollte über längere Zeit einmal anders leben. Jetzt arbeitet sie als Jesuit Volunteer in einem Slum in Nairobi, Kenia.



Multimedial aufgestellt: die Generalkongregation der Jesuiten in Rom beim täglichen Morgengebet mit Musikbegleitung

Jesuiten bestimmen ihren Kurs

Generalkongregation in Rom wählt Pater Arturo Sosa SJ aus Caracas zum Generaloberen

Die Folgen der Globalisierung und die Megathemen der Menschheit betreffen auch den Auftrag des weltweit aktiven Jesuitenordens. Mit Spannung wurde daher für diesen Herbst die 36. Generalkongregation erwartet, die Versammlung von 215 Vertretern der insgesamt 16 400 Ordensmitglieder. Für die Schweiz ist Pater Provinzial Christian Rutishauser SJ in Rom. Höhepunkt der sogenannten GC36 war die Wahl des neuen Generaloberen.

Mit dem Auftakt am 2. Oktober in Rom gab es gleich mehrere Premieren bei dieser Generalkongregation: Erstmals firmierte die Versammlung mit eigenem Logo und eigenem Motto: «Rowing into the deep»,

was frei übersetzt so viel heisst wie «Lasst uns die Komfortzone verlassen und die Herausforderungen der Welt angehen». Neu waren auch die iPads, mit der die Delegierten Zugriff auf alle Dokumente hatten und abstimmen konnten – die erste papierlose Generalkongregation. Premiere feierte zudem die Öffentlichkeitsarbeit: Ein stattliches Medienteam verbreitete täglich Newsletter, Fotos, Videos und Statements im Internet und in den sozialen Netzwerken.

Inhaltlich sorgte vor allem die Wahl des neuen Generaloberen am 14. Oktober für Aufsehen: Mit Pater Arturo Sosa Abascal SJ aus Caracas übernimmt erstmals ein Nichteuropäer die Leitung des Ordens. Der 67-jährige Venezolaner folgt auf Pater Adolfo Nicolás SJ aus Spanien, der aus Altersgründen vom Amt des «Generals» zurückgetreten war. Nur wenn die Wahl eines Generaloberen oder gewichtige Angelegenheiten anstehen, wird laut

Statuten des Ordens eine Generalkongregation einberufen. An Leitungserfahrung (s. Kasten unten) bringt Pater Arturo Sosa SJ eine Menge mit. Und was hat ihn darüber hinaus geprägt? «Das Zweite Vatikanische Konzil war sehr wichtig für mich», erklärte er in einem Interview. Gerade die

PATER ARTURO SOSA SJ

Der Jesuit (Eintritt 1966) und promovierte Politologe leitete lange das Sozialinstitut Centro Gumilla in seiner Heimat Venezuela. Von 1996 bis 2004 war er Provinzial in Caracas, bis 2014 Rektor der Kath. Universität von Táchira. 2008 wurde er Generalsberater, später Leiter der internationalen Häuser des Ordens in Rom.

sozialen und spirituellen Aspekte des Konzils hätten ihn sehr bewegt. Die Jesuiten sollen sich nach seinem Willen verstärkt auf Flüchtlingshilfe und Friedensarbeit konzentrieren. Weitere zentrale Anliegen sind für ihn die Armutsbekämpfung und der interreligiöse Dialog.

Um die Welt zu verbessern, reiche der Glaube allein nicht aus, so der neue Generaloberer. Nötig sei auch «intellektueller Tiefgang». Dieser dürfe aber kein Selbstzweck sein. «Wir wollen unsere Mauern nicht mit Akademikern füllen, sondern der Kirche gut dienen», so Pater Sosa.

Die Frage nach den künftigen Strukturen der Gesellschaft Jesu war ein zentrales Thema in Rom. Denn die ordensinterne Welt verändert sich rasant. Während es in Indien oder Afrika nicht an Berufungen mangelt, fehlt vor allem in Europa und Nordamerika der Nachwuchs. Um die Werke der Jesuiten weiterentwickeln zu können, müssen zukunftsweisende Entscheidungen gefällt werden. Auch die Notwendigkeit, künftig verstärkt mit sogenannten Laien in den Werken zusammenzuarbeiten, steht für den neuen Generaloberen ausser Frage.

Die Zusammensetzung der Generalkongregation spiegelte die weltweite Prä-



Papst Franziskus mit dem neuen Generaloberen Pater Sosa (l.) und Pater Nicolás.

senz des Jesuitenordens wider: Nur 58 der in Rom tagenden Delegierten und Ordensoberen kamen aus Europa. Die Zusammensetzung der neuen Führungsebene zeigt ebenfalls, dass sich die Kräfte verschoben haben – weg von Europa, hin zu Afrika, Asien und Lateinamerika. Globale Aufgaben erfordern globale Antworten, darüber ist man sich einig (alle Informationen zu Personalien: www.gc36.org/). Mindestens ebenso wichtig wie Struktur- und Personalfragen dürften die Erkennt-

nisse der Arbeitsgruppen zu programmatischen Fragen sein. An Themen mangelt es nicht: So sind in vielen Ländern die Menschenrechte massiv eingeschränkt. Flucht, Vertreibung und bittere Armut fordern weltweit zum Handeln. Die Jesuiten, die sich ausdrücklich zur Förderung der Gerechtigkeit und der Zuwendung zu den Menschen in Not verpflichtet haben, zeigen sich durch ihre internationale Arbeit solidarisch. Pater Sosa SJ rief dazu auf, auch in aussichtslos erscheinenden Situationen die Hoffnung nicht aufzugeben. Selbst wenn Menschenhandel, Waffenhandel und Drogenkriminalität unbesiegtbar erschienen, gelte es stets, das Unmögliche zu denken.

Es ist Tradition, dass der Papst die Delegierten einer Generalkongregation zu einer Audienz im Vatikan empfängt. Diesmal besuchte Papst Franziskus die Jesuiten in der Aula des Ordens. Er ermunterte sie, «gemeinsam weiter voranzugehen, frei und gehorsam». Sie sollten nicht «klerikal» sein, sondern «kirchlich». Sie seien, so der Papst, «Menschen für andere», die inmitten aller Völker lebten und versuchten, das Herz eines jedes Menschen zu berühren und so eine Kirche zu bauen, in der alle ihren Platz finden.

SCHWEIZER JESUITEN TRAUERN UM DIE VERSTORBENEN DER PROVINZ



Br. Leo Imboden,
geboren am
19. Januar
1930 in

Ausserberg (Wallis), arbeitete am Kolleg Stella Matutina, Feldkirch, und im Exerzitenhaus Notre-Dame de la Route bei Fribourg, bevor er 1970 das Sekretariat des Provinzialats in Zürich übernahm. Er starb am 27. November 2015.



P. Willi Reust,
geboren
am 16. Januar
1928

in Glarus, machte nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil erste Schritte in der Reform der Noviziatusbildung der Jesuiten. Später arbeitete er als spiritueller und psychotherapeutischer Begleiter. Er starb am 26. November 2015.



P. Jean Rotzetter,
geboren
am 9. März
1929 in

Rechthalten (Fribourg), wirkte als Spiritual von Theologiestudenten. Sein Lebenswerk war der Aufbau und die Führung des Hauses Notre-Dame de la Route unter Mithilfe der von ihm gegründeten „Fraternité“. Er starb am 31. August 2015.



Br. Gebhard Sutter,
geboren
am 7. Juni

1931 in Mogelsberg (St. Gallen), war im Auftrag des Ordens mehrere Jahrzehnte als Missionar in Indonesien im Einsatz, wo er an verschiedenen Orten die Aufgaben eines Ökonomen übernahm. Bruder Sutter starb am 27. Januar 2015.



P. Viktor Trösch,
geboren
am 18. November

1919 in Oberuzwil (St. Gallen), wirkte über viele Jahre als einfühlsamer und menschenliebender Seelsorger, zunächst in Basel, dann in Genf, Locarno und im Fricktal (Aargau). Pater Trösch verstarb am 10. April 2016 im Alter von 96 Jahren.



BILD: Die Heiligen Drei König von Sadao Watanabe (1913–1996). Der japanische Grafiker verlor mit zehn Jahren seinen Vater und erkrankte später an Tuberkulose. Er gelobte damals in einer Kirche: Würde er gesund, dann werde er die Erzählungen der Bibel in Bilder umsetzen. Er wurde gesund, liess sich mit 19 Jahren taufen und begann, als Färber und Designer von traditionellen Stoffen zu arbeiten. Mit 24 startete er dann seine künstlerische Laufbahn. Sein Stil ist japanisch, und auch sein Papier, das er oft mit eigenen Händen herstellte, sowie die Farben und die Drucktechnik stammen aus seinem Heimatland.



Neu erschienen

Hommage an Pater Leitner

Der Südtiroler Jesuit Severin Leitner wirkte im Hintergrund. Er war Novizenmeister, Rektor des Innsbrucker Pries-

terseminars Collegium Canisianum, Provinzial der österreichischen Jesuiten und Berater von Pater Adolfo Nicolás SJ, dem Generaloberen der Jesuiten in Rom.

Das Gebet und die Berge, die Exerzitien und die Musik formten ihn. Er hat nicht nur etliche österreichische und einige Schweizer Jesuiten, sondern auch viele andere Kirchenleute in beiden Ländern geprägt. Im Jahre 2015 verunglückte er tödlich. In diesem Buch erinnern sich Freunde an den ebenso energischen und strengen wie menschenfreundlichen und heiteren Seelsorger. Eigene Überlegungen Leitners über geistliche Begleitung, Treue bei Ignatius von Loyola und über Papst Franziskus runden das gewichtige Buch ab.

Bürgler Bernhard/Gmainer-Pranzl (Hrsg.): Geradeaus und mit Liebe. P. Severin Leitner SJ – ein Lebens- und Glaubensbild. Tyrolia-Verlag. Innsbruck/Wien 2016. 141 Seiten. ISBN 978-3-7022-3557-4

Franz-Xaver Hiestand SJ



MAGIS-Reise

Über Indien zu sich selbst

Am 28. Januar soll es losgehen, zu einer «Indien MAGIS – Exposure-Reise». Was steckt dahinter? Die wichtigsten Reiseziele

sind Bildungs- und Sozialeinrichtungen sowie hinduistische, buddhistische und christliche Heiligtümer in Kalkutta und Delhi. Schwerpunkt der dreiwöchigen Tour ist der Aufenthalt bei Pater Saju George SJ (Foto), dem tanzenden Jesuiten, im Zentrum Kalhardaya bei Kalkutta.

Anfang November haben sich die Teilnehmenden, Studierende aus Basel, Bern, Luzern und Zürich gemeinsam mit Martin Föhn SJ, zu einem Vorbereitungswochenende getroffen. Da ging es um interkulturelle Kompetenz, um die Begegnung mit fremden Kulturen und Religionen und um eigene Erwartungen und Befürchtungen. Das Ignatianische «MAGIS/mehr» verweise, so Martin Föhn SJ, auf eine tiefere Dimension der Reise: Die Konfrontation mit dem Fremden soll die eigene Religion und Kultur kritisch reflektieren, neu erleben lassen und vertiefen. Der englische Begriff «exposure» bedeutet jedenfalls, sich einer ungewohnten Situation bewusst auszusetzen. Das gilt auch für die Gastgeber in Indien.

Das Magazin der Stiftung Jesuiten weltweit

Erscheint viermal im Jahr
Abonnementspreis: Fr. 8.–

Abonnementsverwaltung:

Stiftung Jesuiten weltweit,
Hirschengraben 74, 8001 Zürich,
Telefon 044 266 21 30
E-Mail: magazin@jesuiten-weltweit.ch
IBAN: CH51 0900 0000 8922 2200 9

Redaktion: Toni Kurmann SJ,
ZURBONSEN Communications

Gestaltung, Druck und Versand:

Cavelti AG
medien. digital und gedruckt.
9201 Gossau SG

Bildnachweis:

FyA (S. 1, 4–7), JRS (S. 2, Einleger),
KNA (S. 8–10), Kirche in Not (S. 9),
S. Käppeli (S. 11), The Dear Foundation (S. 11),
R. Widmer (S. 12), R. Gisler (S. 13), C.Ender (S. 13),
Jesuiten (S. 2, 14–16), Tyrolia-Verlag (S. 16, Einleger), G.v.Schoeler (S.16)